

Das blonde Schaf

*»Wäre die Erde warm, würde ich mich gerne selber lebendig begraben,
ohne deutsche Hilfe.«*

Janina Bauman

Warschau, ulica Koźła 20/22, 8. Juni 2007

Anna, die Deutsche, die andere Deutsche, hat Besuch. Ich muss sie unbedingt fragen, wer das Mädchen ist, das an ihrer Seite singend die Treppe herunterkommt. Die Melodie rührt mich. Leider ist Annas Polnisch noch nicht so gut. Ob sie mich verstehen wird?

Ich öffne die Tür und bitte Anna und das Kind zu mir in die Wohnung. Anna versteht meine Frage nicht, aber ich mag die Art, wie sie die Worte in meiner Sprache formt und ihr Bestes gibt, ihr Herz. Ich muss mich mit meinen Mutmaßungen begnügen. Wahrscheinlich ist Anna die Tante des Kindes. Wenigstens habe ich den Namen des Mädchens erfahren können.

Klara ist ein fröhliches Kind, das spüre ich sofort. Ihre wachen, blauen Augen haben mich schnell abgetastet. Sie hat das Abgetragene meiner Kleidung, das Ungelenke meines Körpers, die Einsamkeit in den Falten meines Gesichts sofort gesehen. Sie ist neugierig, aber ihr Blick ruht und strahlt Wärme aus. Unverhohlen schaut sie an mir vorbei und durchsucht meine Wohnung. Wo ihre Augen innehalten, werfen sie Fragen auf, die stummen Fragen staunender Kinder. Ich spüre den Wunsch,

Klara fest in meine Arme zu schließen. Aber das Kind hält Distanz. In den drei Schritten zu mir liegt ebenso viel Fremde wie Vertrautheit, ebenso viel Flucht wie Heimat.

Anna löst die Situation auf. Sie sagt die Worte „chleb“ und „woda“, woraus ich schließe, dass die beiden in den Laden um die Ecke wollen, um ihre täglichen Besorgungen zu machen. Anna und Klara verabschieden sich. Ich schließe meine Tür und lausche, wie das deutsche Kinderlied wieder aufgenommen wird und schließlich durch den Hauseingang ins Freie entweicht.

Ich träume, dass eine Person in meine Wohnung eingedrungen ist und geduldig neben meinem Bett steht. Als mir im Traum klar wird, dass die Unbekannte auf meinen Tod wartet, schlage ich mit beschleunigtem Herzschlag die Augen auf.

Blind taste ich nach dem Lichtschalter der Nachttischlampe. Nach einigen Minuten der Besinnung stehe ich auf und uriniere in die Schüssel. Die Wasserspülung ziehe ich nicht. Ich will nachts niemand im Haus stören und außerdem ist es schon immer so, dass mit mir nur mein Geruch in diesen vier Wänden wohnt.

Schnell schlüpfe ich wieder unter die wärmenden Daunen. Ich liege auf dem Rücken und starre auf die Risse in der Zimmerdecke. Ein längst vergessenes Gesicht steigt in mir auf. Plötzlich kann ich mich an jedes Detail ihrer Gesichtszüge erinnern, nicht nur an ihre wachen Augen. Es ist meine Jugendfreundin Martha Hirszfeld.

„Es ist über sechzig Jahre her, dass wir uns aus den Augen verloren haben.“ Martha sieht mich stumm und vorwurfsvoll an. „Was willst Du?“, krächze ich. „Rede!“ Die Nacht bleibt stumm.

Mein Name ist Olga Janukowicz. Ich wohne seit dem frühen Tod meines Mannes im Jahr 1975 in dieser kleinen Wohnung am Rande der Neustadt.

Nach dem Krieg lernte ich meinen Mann kennen und folgte ihm später nach Łódź, wo er eine gut bezahlte Arbeit in der Textilindustrie bekam. Hier wurden unsere beiden Töchter groß. Als mein Mann starb, waren die Kinder erwachsen und gingen ihre eigenen Wege. Ich beschloss, wieder nach Warschau zu ziehen. Das Haus, in dem ich jetzt seit über dreißig Jahren lebe, wurde nach dem Krieg wieder aufgebaut. Vorher war hier das Ghetto, der Aufstand und die völlige Zerstörung.

Doch von Anbeginn! Meine Mutter brachte mich am 19. September 1923 zur Welt. Ich war ihr drittes Kind. Die ersten Jahre lebten wir in Nowy Dwór Mazowiecki. Der Zusammenfluss von Narew und Wisła war meine Kinderstube. Nach der Geburt meines jüngsten Bruders zogen wir zu Beginn des Jahres 1935 nach Warschau. Vater hatte dort eine Stelle in der Postdirektion bekommen. Waren es nur wenige Kilometer die Wisła flussaufwärts, begann doch ein neues Leben. Die Hauptstadt eröffnete Freiräume, die ich dankbar annahm. Ich liebte die Geschäftigkeit der Menschen auf den vollen Straßen und folgte unbeobachtet den Gesichtern. Ich war neugierig auf das Leben.

Wir zogen in die ulica Mostowa 7. Bald darauf lernte ich die ein Jahr ältere Martha kennen. Sie wohnte im Nachbarhaus. Meine Eltern sahen es nicht gerne, dass ich mich mit Martha traf, um spätnachmittags nach der Schule unterhalb der Altstadt in den Gassen herumzuströmen oder den Tagträumen am Ufer des Flusses einen Platz zum Verweilen einzuräumen.

Mein Vater sagte, dass die Juden der Untergang Polens seien. Mutter pflichtete ihm wortlos bei. Was meine Brüder darüber

dachten, konnte ich nur erahnen. Sie saßen mit geradem Rücken am Tisch und löffelten stumm ihre Suppe.

Wenn ich aber mit Martha meine Sorgen, meine Ideen und meine Pläne teilte, spürte ich, dass ich ihr vertrauen konnte. Martha und ich erlebten eine Innigkeit, die uns der Welt, in der wir lebten, entrückte. Wir spürten, dass es nicht mehr weit war, bis wir das Mädchenalter verlassen und zu Frauen werden würden. Martha lehrte mich, nicht zu erröten, wenn Jungs uns nachpiffen, sondern ihrem Blick zu begegnen. Ich entwuchs der stillen Beobachterin und spürte ein unbestimmtes Verlangen nach Nähe. Martha durfte nicht mit mir nach Hause kommen. Und ich war auch nur einmal zu Gast bei Familie Hirszfeld. Marthas Mutter hatte mich herzlich empfangen, aber der Vater war kühl und distanziert. So lebten Marthas und meine Familie Tür an Tür in getrennten Welten.

Eines Nachmittags, es muss im Herbst 1938 gewesen sein, erzählte mir Martha, dass ihre Mutter erkrankt sei. Wir blickten auf den Fluss, ohne den Sinn zu verstehen. Wir glaubten, das Leben vor uns zu haben. Wie konnte sich Krankheit in unsere Pläne schleichen?

Martha kümmerte sich aufopfernd um ihre Mutter und hatte wenig Zeit für mich. Wenn wir uns trafen, berichtete sie mir von düsteren Visionen ihrer Mutter. Sie forderte ihr Kind auf, zu mir Kontakt zu halten. Martha sollte genau studieren, wie es sei, polnisch zu sein. Das könne ihr noch einmal nützlich sein. Martha verstand die Worte ihrer Mutter nicht. Sie freute sich aber, dass wenigstens ein Elternteil ihre Freundschaft gut hieß.

Im darauf folgenden Frühjahr starb Marthas Mutter. Der Sommer verging in einer Leere, die Martha und ich nicht füllen konnten. Die Tote hatte sich mit ihrem Ängsten zwischen uns gedrängt.

Wir bewegten uns vorsichtig durch unsere geliebten Straßen und Gassen, in denen der Judenhass längst mit Händen zu greifen war. Dann, am Ende des Sommers, kamen die Deutschen.

Die Stadt hielt der Belagerung nicht lange Stand. Als deutsche Soldaten durch die Straßen marschierten, war die Stadt eine andere geworden. Sie lag am Boden zerstört. So fühlte ich. Ich hatte keine Vorstellung davon, was den Einwohnern Warschaus bevorstand, uns allen, uns, Martha und mir.

Die Häuser in der ulica Mostowa waren alle mehr oder weniger stark beschädigt worden. Mein Vater suchte uns eine neue Bleibe in einem anderen Wohnbezirk Warschaus. Martha blieb mit ihrem Vater in der Wohnung. Sie sagte mir, ihr Vater könne sich noch nicht von seiner Frau trennen. Martha wurde mir fremd. Ich mühte mich, sie zu verstehen, ihr Trost zu spenden, ihr einfach zuzuhören, wenn sie von den täglichen Schikanen, den Demütigungen der Deutschen gegenüber der jüdischen Bevölkerung sprach. Ich hing an Martha und beschwor sie, den Kontakt zu halten. Ich wollte ihr helfen. Aber ich spürte, dass Martha mir verloren ging.

Das Wasser der Wisła floss träge. Wir hoben ein paar Steine auf und warfen sie lustlos ins Wasser. Wir sprachen kein Wort. Ich berührte ihre Wange. Sie ließ mich gewähren, drehte sich dann jedoch abrupt um und rannte davon. Ich rief ihr nach, dass ich weiterhin zu dieser Uferstelle kommen würde, um auf sie zu warten.

Darmstadt, Wilhelm-Leuschner-Straße 32, 10. November 2006

Vorgestern hat mir mein Doktorvater mit einem milden Lächeln seine Zustimmung gegeben. Ich bin sehr zufrieden. Ich werde meine Sachen packen und weggehen. Ich werde mir in Warschau eine kleine Wohnung suchen. Ich werde Polnisch lernen. Ich weiß nicht, was auf mich zukommt, aber ich freue mich auf meine Arbeit, die am Ende den vielleicht etwas zu langen Titel „Das Warschauer Ghetto im Stadtbild und in der Erinnerungskultur der Einwohner zu Beginn des 21. Jahrhunderts“ tragen wird.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Warschau letzten Herbst fand ich in den Straßen keine Hinweise auf den Umfang des Ghettos. Wo verlief die Mauer, die das Ghetto vom restlichen Warschau trennte? Wäre es nicht erstrebenswert im Sinne des Gedenkens und Bewahrens, dass der Verlauf der Mauer auf den Straßen und Gehwegen sichtbar wäre, als in den Boden eingelassene Erinnerung an die Juden Polens?

Das Ghetto scheint einzig in dem stehen gebliebenen Straßenzug der ulica Prózna zu leben. Noch. Die Fassaden bröckeln. Die letzten baulichen Zeugen werden von der eindringenden Feuchtigkeit und dem Frost zersetzt. Einige der Hinterhöfe sind schon nicht mehr begehbar. Es ist untragbar, dass der polnische Staat nichts unternimmt, um die Gebäude vor dem Zerfall zu retten.

Letztes Jahr wurden die ersten Stolpersteine in Darmstadt verlegt. Ich bin mir nicht sicher, ob ich Gunter Demnigs Werk eher als Kunst oder eher als Beitrag zur Erinnerungskultur betrachte und damit letzten Endes als Arbeit an der deutschen und europäischen Geschichte. Jedenfalls war es mir wichtig, an

diesem Projekt teilzuhaben. Ich ging ins Archiv, glich die Adressbücher mit den Deportationslisten ab und wurde so zur Patin von Franziska Rose, geb. Rose, zuletzt wohnhaft in Darmstadt, Wittmannstraße 42, geboren am 29. Februar 1884 in Mannheim, gestorben am 29. Januar 1943 auf dem Transport von Theresienstadt nach Auschwitz.

Es gibt nichts, was ich vermissen werde, wenn ich von hier wegziehe. Darmstadt ist die Stadt, in der ich zufällig 1978 als Anna Lang geboren wurde, keine Heimat, kein Sehnsuchtsort. Vierzig Jahre vor meiner Geburt hieß die Straße, in der ich bald nicht mehr wohnen werde, Sudetengaustraße. Wenige Meter entfernt, diente eine Schule als Durchgangslager bei den Deportationen 1942/1943. Von dort wurden die Juden zum Umschlagplatz verbracht. Verbracht? Geschichte ist nicht vergangen, sie lebt und ist gegenwärtig in der Sprache. Entführt! Victor Klemperer hatte recht mit seiner Annahme, dass LTI, die Sprache des Dritten Reiches, überdauern wird. Wie selbstverständlich sie auch heute noch zur Anwendung kommt, wie schwierig, Sprache zu entnazifizieren. Sie lebt in dem kleinen, aber bedeutsamen Unterschied von »wegradien« und »ausradien«. Sie ist aber nicht nur im deutschen Sprachraum gegenwärtig, was uns Hinweistafeln in Warschau lehren, die den Weg zum »Umschlagplatz« weisen.

Ich habe hier in Südhessen meine Chancen genutzt, die mir eine gute Ausbildung ermöglichten. Dafür bin ich dankbar, meinen verstorbenen Eltern insbesondere. Aber ich möchte nicht stehen bleiben. Das bin ich ihnen und mir schuldig.

Einzig Klara, mein Patenkind, das mit ihren Eltern in Worms lebt,

werde ich vermissen. Sie war oft bei mir zu Besuch und es war schön zu sehen, wie aus dem Täufling ein junges Mädchen wurde, das mit wachem Blick durch die Welt geht. Ich werde Klara mit ihren Eltern nach Warschau einladen, sobald ich eine Bleibe gefunden habe.

Ich erinnere mich an meinen fünfzehnten Geburtstag. In der Nacht zuvor starben fünf Menschen in einem brennenden Haus. Ich hatte selten eine Auseinandersetzung mit meinem Vater. Doch spürte ich, dass er an diesem Tag meinen drängenden Fragen auswich. Ich aber beharrte darauf zu wissen, warum das geschehen war. Er flüchtete in Beschwichtigungen. Das Dümme, was ich von ihm hörte, war, dass Solingen weit entfernt sei.

Die Entfernung existierte nicht. Die Toten rissen mich aus meinen Träumen. Die Täter verfolgten mich in meinen Alpträumen:

Es ist Nacht. Ich spaziere durch die Straßen meiner Stadt. Plötzlich spüre ich Angst. Etwas Bedrohliches liegt in der Luft. Ich verstecke mich hinter einem Verteilerkasten und sehe, wie eine Gruppe einen Einzelnen angreift. Der Mann wird getreten und gestoßen. Der Kopf des Mannes schlägt hart auf der Bordsteinkante auf. Die Täter schaffen ihr bewusstloses Opfer in ein Parkhaus. Kurz danach erfüllt ein Ekel erregender Geruch die Luft. Ich verlasse mein Versteck, um zu sehen, was geschieht. Sie verbrennen ihn lebendig und tanzen um das Feuer. Als die Flammen nicht mehr hochschlagen, ziehen sie erneut los, um neues Material zu suchen und ihr Feuer zu schüren. Sie haben mich entdeckt ...

Seit diesem schrecklichen Traum ging mir die Frage nicht aus dem Kopf, wie man zu solchen Bestien wird. Es war die Frage,

die die Unbeschwertheit meiner Jugend auslöschte.

Irgendwann, nach der Lektüre unzähliger Bücher über den Nationalsozialismus, war ich bei der Frage angelangt, ob Bestien das System erschaffen oder das System Bestien erschafft. Bei allem was ich tue, steht diese Frage im Mittelpunkt. Bis heute habe ich keine Antwort gefunden.

Ankunft in Treblinka II, 30. Juli 1942

Ich, Martha Hirszfeld, 20 Jahre jung, spüre eine zärtliche Hand in meinem Haar. Es ist die meines Vaters. Als ich ihm sage, dass ich an Mutter denke müsse, rät er mir, die Augen zu schließen und flach zu atmen. Vater küsst mich auf mein Haupt. Ich weiß nicht, wie lange wir schon mit den vielen anderen Menschen in diesem Waggon eingepfercht sind. Ich weiß nicht, wohin der Zug fährt.

Mutter erinnerte mich im Sterbebett daran, dass das Leben nicht aus Marmeladenbrotchen besteht. Sie wusste nur allzu gut, dass ich mir danach die Finger leckte. Es war ihre letzte Mahnung. Ich heulte mir die Seele aus dem Leib, als Vater das Kaddisch sprach. Bei Vater konnte ich keinen Trost finden. Er war in seinem Schmerz alleine. Meine Freundin Olga Janukowicz sammelte meine Tränen auf. Ich wusste, dass ich ihr trauen, ihr alles anvertrauen konnte. Aber dennoch war etwas Trennendes in meiner Trauer, etwas, was unsere Freundschaft angriff.

Ohne Mutter blieb unsere Wohnung leer. Vater und ich bewegten uns darin wie in einem Museum. Vorsichtig entstaubte ich die Gläser im Schrank, darauf bedacht, alles wieder an den vertrauten Ort zu stellen. Wir lebten nicht, wir hielten uns

zwischen den Wänden der Wohnung in unseren Erinnerungen gefangen.

Obwohl das Haus durch die Bombardierung beschädigt worden war, beschloss Vater, auch nach dem Einmarsch der Deutschen zu bleiben. Olga zog mit ihrer Familie in einen anderen Stadtteil. Ich flehte Vater an, auch für uns etwas Neues zu suchen. Vater konnte nicht loslassen. Er schloss sich ein. Aus dem Museum wurde ein Gefängnis.

Dann, Anfang Oktober 1940, kam die Anordnung. Vater und ich mussten bis Ende des Monats die Wohnung in der ulica Mostowa räumen und wie alle Juden in das Ghetto ziehen. Vater packte die Sachen, die wir mitnehmen durften. Ich ging noch einmal runter an das Ufer der Wisła, zu dem Wiesenstück, wo Olga und ich uns eine Zeitlang fast täglich getroffen hatten. Lange vor Mutters Tod, in einem anderen Leben!

Olga wartete auf mich, wie sie es versprochen hatte. Wir sprachen nicht. Wir gingen wortlos auseinander. Ich fühlte kraftlos die Endgültigkeit dieses Moments.

Vater und mir wurde eine kleine Wohnung in der ulica Franciszkańska zugewiesen. Die Ghettomauer, die zwischen Franziskanerkirche und dem gegenüberliegenden Wohnhaus schräg über die Straße lief, war das Ende unserer Welt. Unsere alte Wohnung lag nicht weit entfernt. Ich meinte, das Rauschen der Wisła zu hören. Doch der Fluss, das Leben war unerreichbar geworden.

Die Tage fühlten sich an wie hohle Bäuche, leer. Vater mühte sich, mir das Leben möglich zu machen. In seinen Augen sah ich die Verzweiflung, die Ohnmacht. Ich wollte fort, gleich wohin, nur weg. Ich glaubte Vater nicht, als er mir sagte, dass es für uns keinen Ort gibt, keinen anderen, keinen besseren.

Das Tor wird aufgerissen. Als sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt haben, fällt mein Blick auf ein großes Hinweisschild. Ich zupfe Vater am Ärmel. Wir verlassen mit den anderen den Waggon und treten vorsichtig und mit steifen Gelenken auf die Bahnsteigkante. Wir schieben uns durch die Menge, um die Abfahrtszeiten der Anschlusszüge zu studieren. Es ist noch genügend Zeit. Vater will etwas zu essen besorgen. Ich warte am Bahnsteig. Nach kurzer Zeit kommt Vater zurück und sagt, dass es leider keine Marmeladenbrote mehr gibt. Er geht erneut los. Ich warte über eine Stunde. Vater kommt nicht zurück. Der Bahnsteig leert sich. Mutter hatte Recht, Vater hatte Recht! Ich friere. Ich habe keine Hoffnung mehr. Ich lege meinen Körper ins Feuer.

Worms, Sterngasse 5, 9. Mai 2015

Im Poesie-Workshop in der Schule haben wir heute das Gedicht „Campo di Fiori“ des polnischen Literaturnobelpreisträgers Czesław Miłosz besprochen. Mir gehen seine Zeilen nicht aus dem Kopf. Der Lehrer erklärte uns, was das Warschauer Ghetto war. Er erklärte, dass sich vor der Mauer das Karussell drehte und hinter der Mauer Juden ermordet wurden.

Ich gebe hiermit zu Protokoll: Ich, Klara Lang, geboren am 13. Juni 2001 in Worms, verstehe das nicht. Ich, Klara Lang, komme damit nicht klar. Wie können Menschen so grausam sein?

War ich als kleines Kind nicht schon mal in Warschau? Ich muss Papa unbedingt fragen, wann das war. Und, was wir dort

gemacht haben.

Stimmt ja! Wie konnte ich das vergessen? Wir besuchten Anna, meine Patentante. Sie schrieb von 2007 bis 2010 in Warschau ihre Doktorarbeit. In dieser Zeit war ich dreimal bei ihr zu Besuch. Papa fragte mich, ob ich mich noch an das Badeschaf erinnere, das die alte Frau mir beim ersten Besuch geschenkt hatte. Ehrlich gesagt, nein! Es sei so etwas wie ein Quietscheentchen gewesen, sagte er, nur eben in Form eines Schafes, mit blauen Kulleraugen und blonder Wolle. Er hat versprochen, mal die Stapel alter Fotos zu durchsuchen. Da bin ich ja mal gespannt!

Ich habe Anna in Berlin angerufen und mit ihr über das Gedicht gesprochen. Auch nach dem blonden Schaf habe ich gefragt. Sie erinnerte sich und erzählte mir, dass die alte Frau, sie hieß Olga Janukowicz, im Jahr nach meinem ersten Besuch gestorben war.

Anna hat mir angeboten, über das, was damals in Warschau geschehen ist, zu sprechen, über das Ghetto, über den Umschlagplatz, über Treblinka und die anderen Orte der Vernichtung.

Letzte Nacht träumte ich von der alten Frau und dem blonden Schaf. Olga hatte das Schaf auf ihren Schoß gelegt, strich mit den Fingern durch die Wolle und sprach sanft zu dem Tier: „Verzeih mir! Was hätte ich tun können? Wir waren Freunde, aber wir waren noch Kinder.“ Dann kam ein Schlächter und brachte das Schaf weg.

Wen kann ich fragen, was das alles bedeutet? Wer gibt mir ausreichende Antworten? Warum musste das Schaf sterben?

Nach meinem Besuch bei Anna in Berlin hatte ich mit Papa einen

heftigen Streit. Ich warf ihm vor, mir die Wahrheit verschwiegen zu haben. Er sah mich müde an, wollte wissen, welche Wahrheit ich meine. Ich bestand auf der einen Wahrheit. Ich sah, wie er seinen Zorn herunterschluckte. Er kramte in seinem Schreibtisch und pfefferte mir ein dickes Bündel vor die Füße.

Ich drehte mich weg. Ich wollte nichts von ihm wissen. Er aber bestand mit zitternder Stimme darauf, dass ich das lesen müsse, bevor ich mir dieses Urteil erlauben dürfte. Ich lenkte scheinbar ein, hob das beschriebene Papier auf und steckte den unnützen Ballast unwillig in meine Tasche, die ich bereits geschultert hatte, um meiner Freundin schnell noch ein paar Sachen vorbeizubringen. Ich ging grußlos.

Am Abend kramte ich die Texte schließlich doch hervor und begann, auf meinem Bett liegend, zu lesen. Manche Texte hatte Papa vor drei Jahrzehnten geschrieben, andere waren wenige Tage alt. Augenblicklich tat mir der Streit am Nachmittag leid. Was ich las, schockierte mich. Wie konnte das sein? Papa hatte meine Fragen aufgeschrieben! Wort für Wort fand ich in seinen Sätzen, was mir nicht mehr aus dem Kopf ging. Ich las meine eigenen Gedanken. Ich begann, haltlos zu weinen.